

HEYNE <

Das Buch

Wir schreiben das Jahr 2033. Vor fünfundzwanzig Jahren hat ein Krieg weite Teile der Welt verwüstet. Nur in den gigantischen U-Bahn-Netzen der Städte konnten die Menschen überleben. So wie der Waisenjunge Gleb, der sein Dasein im Untergrund der St. Petersburger Metro fristet. Doch plötzlich ändert sich Glebs Leben von Grund auf – gemeinsam mit einer Gruppe von Stalkern und einem Priester begibt er sich auf eine gefährliche Mission. Eine Mission, die ihn hinter den Horizont der bekannten Welt führt ... Mit der St.-Petersburg-Trilogie hat Andrej Djakow das beliebteste Abenteuer in Dmitry Glukhovskys atemberaubendem METRO 2033-Universum geschaffen – ein großartiges Leseerlebnis.

Dmitry Glukhovskys METRO 2033-UNIVERSUM:

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2033*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2034*

Dmitry Glukhovsky: *Metro 2035*

Andrej Djakow: *Die Reise ins Licht*

Sergej Kusnezow: *Das marmorne Paradies*

Schimun Wrotschek: *Piter*

Andrej Djakow: *Die Reise in die Dunkelheit*

Sergej Antonow: *Im Tunnel*

Tullio Avoledo: *Die Wurzeln des Himmels*

Andrej Djakow: *Hinter dem Horizont*

Suren Zormudjan: *Das Erbe der Ahnen*

Sergej Moskwina: *In die Sonne*

Der Autor

Andrej Djakow, 1978 geboren, lebt in St. Petersburg. Er arbeitet als Auditor für Qualitätsmanagement und ist einer der erfolgreichsten Autoren des METRO 2033-UNIVERSUMS.

Mehr Informationen über die Autoren und das METRO 2033-UNIVERSUM auf:

diezukunft.de ➤

ANDREJ DJAKOW

DUNKELHEIT
DIE ST.-PETERSBURG-TRILOGIE

Drei Romane aus Dmitry Glukhovskys
METRO 2033-UNIVERSUM

WILHELM HEYNE VERLAG
MÜNCHEN

Titel der russischen Originalausgaben:

**К СВЕТУ
ВО МРАК
ЗА ГОРИЗОНТ**

Aus dem Russischen übersetzt von Olaf Terpitz (»Die Reise ins Licht«)
sowie von Matthias Dondl (»Die Reise in die Dunkelheit« und
»Hinter dem Horizont«)

Der Verlag weist ausdrücklich darauf hin, dass im Text
enthaltene externe Links vom Verlag nur bis zum Zeitpunkt der
Buchveröffentlichung eingesehen werden konnten.
Auf spätere Veränderungen hat der Verlag keinerlei Einfluss.
Eine Haftung des Verlags ist daher ausgeschlossen.



Verlagsgruppe Random House FSC®-N001967

Taschenbuchausgabe 5/2016

Redaktion: David Drevs

Copyright © 2010, 2011 und 2012 by Dmitry Glukhovskiy
Copyright © 2016 der deutschen Ausgabe und der Übersetzung

by Wilhelm Heyne Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH,
Neumarkter Str. 28, 81673 München

Printed in Germany

Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld
unter Verwendung eines Motivs von Fotolia / Sergey Nivens

Satz: Schaber Datentechnik, Austria

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN: 978-3-453-31760-4

www.diezukunft.de

INHALT

DIE REISE INS LICHT

7

DIE REISE IN DIE DUNKELHEIT

309

HINTER DEM HORIZONT

703

ANMERKUNGEN

1115



**DIE REISE
INS LICHT**



ERSTER TEIL

**ERWACHSENEN WIDER
WILLEN**

1

DIE ABMACHTUNG

Der schwarze Schatten durchkreuzte pfeilschnell den düsteren Wolkenhimmel. Majestätisch die Luft mit seinen drei Meter weiten Hautflügeln zerteilend, schwang sich der Pterodon über die Ruinen des Autobahnringes. Von Zeit zu Zeit jagte ein Schauer durch seinen sehnigen Körper – offenbar war es Zeit für sein Morgenmahl. Unruhig drehte sich sein unförmiger Kopf hin und her, auf der Suche nach Lebenszeichen am Boden. Plötzlich schoss das Reptil mit einer Bö des kalten Herbstwinds auf das ausgetrocknete Flussbett der Newa herab. Unter ihm rasten Autogerippe, Müllberge, rostige Bewehrungsgitter und ausgehöhlte Pfeiler längst eingestürzter Brücken vorbei – ein von Menschenhand erschaffener Dschungel aus Stahlbeton, das Erbe der einstigen »Herren des Lebens«.

Ein paar Flügelschläge weiter blitzten unten die Gleise der Eisenbahn auf, die da und dort aus dem graubraunen Moos herauslugten. Über dem Rangierbahnhof zog der Raubvogel für gewöhnlich einige Runden in der Hoffnung, eine zweibeinige Beute auszumachen. Früher waren diese merkwürdigen Kreaturen häufig dort aufgetaucht, um in der hartgefrorenen Erde zu wühlen. Nun aber erinnerten an ihre Besuche nur noch die verkrüppelten Gleise sowie – quer dazu – gleichmäßige rechteckige Vertiefungen: Die Schwellen waren längst fortgeschleppt worden.

Nachdem der Pterodon einen letzten Blick auf die Reihen verrosteter Waggons geworfen hatte, zog er weiter, hoch über den

Ruinen des Prospekt Slawy. Wie die Wände eines Canyons wiesen die halbzerstörten Häuser dem Räuber den Weg. Trotz der starken Windstöße bewegte er sich sicher auf seiner gewohnten Route. Plötzlich beschleunigte er und stürzte auf den geborstenen Asphalt herab: Weiter vorn tauchte die Straße unter dem Nowo-Wolkowski Most hindurch. Dichte, klebrige Fäden eines gigantischen Netzes, gewoben von einem unbekanntem Raubtier, verschnürten den rechteckigen Bogen der Brücke. Wie zum Hohn beschleunigte der Pterodon noch mehr, legte die Flügel an und durchbrach laut kreischend und mit enormer Geschwindigkeit das Hindernis. Schon flatterten die zerfetzten Ränder des entstandenen Lochs im starken Wind, und aus den Tiefen des Netzes starrten elf boshafte Augen dem entschwindenden Flugsaurier nach. Der Morgen brach an in dieser irrsinnigen neuen Welt, ein neuer Tag eines irrsinnigen neuen Lebens ...

Unterdessen hatte die Bestie den Moskauer Platz erreicht und setzte zum Sturzflug auf die riesige Statue an. Sanft landete sie auf der ausgestreckten Hand des »Führers des Weltproletariats«, fand nach einigem Hin- und Hertrippeln die bequemste Position und verharrte schließlich in regloser Erwartung. Aufmerksam beobachtete sie den Ausgang der »Höhle« – jene eingestürzte Unterführung, die zur Station *Moskowskaja* führte. Genau an dieser Stelle hatte die Flugechse schon mehrmals Zweibeiner gesichtet, die aus der Erde aufgetaucht waren. Erst vor kurzem war es ihr sogar gelungen, sich an einem von ihnen gütlich zu tun, und nun wollte sie ihr Glück noch einmal versuchen. Die Erinnerung an den Geruch des süßen warmen Fleisches ließ den Körper des Reptils erneut erschauern.

Im nächsten Moment ertönte ein ohrenbetäubender Knall. Das ungewohnte Geräusch rollte über den Platz und brach sich an den zerklüfteten Häuserwänden. Die Bestie jedoch hörte das nicht mehr – der Kopf des Pterodons war in kleine Teile zerborsten, und aus dem krampfhaft gereckten Hals ergoss sich ein di-

cker Blutstrahl über die mit Raureif überzogenen Granitplatten des Sockels.

In einem Fenster der siebten Etage des Stalinbaus auf der anderen Seite des Platzes konnte man flüchtig die Silhouette eines hochgewachsenen Mannes mit Gasmasken und unförmigem C-Waffen-Anzug erkennen. Geschäftig zerlegte er ein Gewehr mit optischem Visier und gewaltigem Mündungsstück. Ein paar Minuten später trat der Mann aus dem Haupteingang, blickte sich nach allen Seiten um und überquerte langsam den Platz, vorbei an riesigen Müllhalden. Der Kadaver des Pterodons lag als unförmiger Haufen am Fuße des Denkmals. Aus dem Halfter seines Gürtels zog der Jäger ein Beil von furchterregender Größe und hackte vom Flügel des Mutanten mit einem gezielten Schlag eine Knochenspitze ab. Nachdem er die Trophäe in einer Tasche seiner Militärweste verstaut hatte, nahm der Mann seine Kalaschnikow von der Schulter und verharnte abwartend.

Aus der Unterführung tauchte bereits eine Gruppe von Menschen auf, die in graue Lumpen gehüllt waren und Haken sowie Schlitten dabei hatten. Der Stalker beobachtete, wie seine Stammesgenossen geschwind den massiven Kadaver des Monsters in das Vestibül der Station schleiften. Dann musterte er ein letztes Mal die Umgebung mit scharfem Blick und stieg unter die Erde hinab. Die spärlichen Sonnenstrahlen, die durch einen Riss in der düsteren Wolkendecke drangen, beleuchteten zaghaft die Ruinen des Moskowski-Prospekts. Über Piter brach ein neuer Morgen an ...

»Was ist, Waisenjunge. Kommst du nicht mit, die Stalker zu begrüßen?«

Das schmale Bürschchen von etwa zwölf Jahren mit dem ungleichmäßigen Igelschnitt schaute den davonlaufenden Jungs nach. Dann stürzte auch er los, als wäre er gerade zu sich gekommen, und rannte ihnen hinterher. Nein, er war nicht beleidigt. Eine

Waise war jemand, der keine Eltern hatte. Aber er hatte ja Eltern. Und was für welche! Nur, dass die jetzt im Paradies waren. Früher hatte ihm Papa oft vorm Einschlafen vom Paradies erzählt. Dort gab es frische Luft, viel Grün und sauberes Wasser, und der Himmel war blau. Oft hatte sich Gleb seine Heimatstation, die *Moskowskaja*, vorgestellt, voller Kartoffelstauden und Wasserkübel, und statt kohlschwarzem Ruß war an der Decke ganz, ganz viel himmelblaue Farbe.

Bei den anderen Kindern angekommen, zwängte Gleb sich durch die Menge nach vorn und blieb neben Hinkebein Nata stehen, dem Nachbarmädchen vom dritten Zelt.

»Schau, Gleb, sie kommen!« Das Mädchen stützte sich in alter Gewohnheit auf die fürsorglich dargebotene Schulter ihres Spielgefährten und entspannte ihr verkümmertes Bein.

Da vorn passierte etwas furchtbar Faszinierendes und zugleich Unheimliches. Aus der grob zusammengeschusterten Blechbox, die die Funktion einer Schleusenkammer erfüllte, stießen kleine Dampfstrahlen hervor. Für dieses Schauspiel gab es einen schönen geheimnisvollen Namen: »Desinfektion«. Schließlich öffnete sich die Tür mit einem unangenehmen Rasseln. Onkel Saweli kam herein, schob den Desinfektionsschlauch zurück und trat zur Seite. In der Türöffnung erschien die massige Gestalt eines Stalkers. Riesige Stiefel, ein Patronengürtel von imponierender Größe, der sich über den ganzen Oberkörper zog, und ebenso riesige Hände. Im Schatten der Kapuze war das Gesicht praktisch nicht zu erkennen ...

Gleb betrachtete den Unbekannten neugierig von oben bis unten. Als dieser seine Kapuze abnahm, ging ein Raunen durch die Reihen der Halbwüchsigen. Der Gast war keineswegs ein Scheusal, sein grobes, stoppelbärtiges Gesicht hatte keine Narben, aber im Blick des Stalkers lag etwas kaum Fassbares, das in den Umstehenden Unbehagen auslöste. So ähnlich wie das Gefühl, wenn man im Dunkeln nach einer ausgeschalteten Lampe tastet

und plötzlich etwas Glitschiges spürt, das sich bewegt und im nächsten Augenblick nach deiner ausgestreckten Hand schnappen wird. Von diesem Stalker ging eine unbeugsame Kraft aus. Und doch lag in seinem schweren Gang etwas Schicksalsergebendes. Wie die Schritte eines Greises, der des Lebens müde war.

Die Menge trat zur Seite und ließ die Ankömmlinge durch. Als der Stalker an Gleb vorbeiging, durchfuhr diesen ein Schauer. Es gruselte ihn, und zugleich empfand er eine unheimliche Faszination. Gleb drängte sich seitlich an den auf dem Bahnsteig herumlungernenden Gaffern vorbei und suchte sich einen Platz in der Nähe der zentralen Feuerstelle, um das ganze Gespräch mitzubekommen.

»Sei begrüßt, Taran. Komm her und setz dich ans Feuer.« Ein grauhaariger, energischer Greis machte sich an einem kleinen Kessel zu schaffen und füllte eine großzügige Portion Suppe in einen Napf. »Das Süppchen ist heute vorzüglich! Hier, guter Mann, koste. Was immer du wünschst ...«

Der finstere Mann legte das eingehüllte Gewehr neben sich, setzte sich auf eine Zinkkiste und nahm aus der Hand des Alten den Napf mit der dampfenden, dicken Suppe entgegen. Er öffnete eine seiner Westentaschen, holte einen kompakten Geigerzähler heraus und hielt ihn an die Suppe.

Der Greis machte eine Miene, als wäre man ihm mit einer Rasierklinge übers Gesicht gefahren. Aber er schwieg und setzte ein verkrampftes Lächeln auf.

»Iss nur, Taran, keine Angst. Das ist alles natürlich und stammt von hier. Die Pilze, die Kartoffeln – alles frisch geerntet!«

Aus der Dämmerung der Station tauchte nun noch ein weiterer Bewohner auf. Er trug ausgetretene Filzstiefel und eine abgetragene Steppjacke, die schon viel erlebt hatte. Er setzte sich in den Kreis und begann munter: »Sachar und seine Truppe weiden das Vögelchen bereits aus. Du schießt verdammt gut, Bruder. Hast den Bastard mit einem Schuss erlegt.«

Der kleine Mann – er hieß Karpat – bemerkte den schweren Blick des Stalkers und wechselte schnell das Thema.

»Die Galle verkaufen wir an die ›Stummel‹, berichtete er begeistert. Die ›Stummel‹ waren ein Clan halbwilder, degenerierter Menschen, die in einem unterirdischen Museum unweit der *Moskowskaja* hausten. »Aus der Haut machen wir Stiefel. Und an Fleisch kommt da bestimmt ein Doppelzentner zusammen. Na, was sagst du, Großvater: Dieser ›Messerschmitt‹ wird nie mehr fliegen!«

»Bedank dich dafür bei Taran. Und hör auf herumzufaseln!« Der Alte warf ein neues Holzsplit ins Feuer und wandte sich dem Stalker zu: »Wir danken dir, guter Mann, für deine Hilfe. Ohne Expeditionen an die Oberfläche kämen wir, wie du weißt, nicht zurande. Holz ist derzeit im Handel nicht zu bekommen, da müssen wir eben hin und wieder unsere Nasen raus stecken ...«

Der Stalker kaute langsam sein Essen und starrte ins Feuer.

»Wenja Jefimtschuk haben wir wegen dieser abscheulichen Kreatur verloren. Das war ein Mensch!« Offensichtlich war der alte Palytsch in der Stimmung, um in Erinnerungen zu schwelgen, doch die gemütliche Atmosphäre verflüchtigte sich schnell, als der hager Stationsvorsteher Nikanor an die Feuerstelle trat.

»Wie abgemacht«, sagte er spröde und stellte einen dicken Sack zu den Füßen des Stalkers ab.

Taran band ohne Hast den straffen Knoten auf und kippte den Inhalt nachlässig auf den Betonboden. Tabletten, Fläschchen und Verbandsrollen türmten sich zu einem bunten Haufen, aus dem der Stalker pedantisch einiges aussortierte und zur Seite schob. Nachdem er weniger als eine Minute darin herumgewühlt hatte, packte er den größten Teil der Medikamente wieder in den Sack, erhob sich und warf ihn sich auf den Rücken.

»Hör mal, Taran ...« Der Alte wagte es nicht, dem Stalker in die Augen zu blicken. Einige Sekunden lang druckste er herum,

dann seufzte er tief. »Das da sind fast alle Medikamente, die uns geblieben sind. Vielleicht können wir dich auch mit Essen bezahlen ... oder mit was anderem?«

Nikanor stand reglos da. Nur die Knoten in seinem Gesicht traten jetzt noch stärker hervor.

»Holt's euch doch bei den ›Stummeln‹«, erwiderte Taran barsch. Er warf ein paar Patronen für Kost und Logis in den geleerten Napf, ergriff sein Gewehr und verließ die Station.

Palytsch schlug fassungslos die Hände zusammen, Nikanor aber spuckte wütend vor seine Füße. Sein zorniger Blick blieb an Gleb hängen.

»Was glotzt du so, Nichtsnutz! Oder bist du mit deiner Arbeit für heute schon fertig? Dann kriegst du gleich noch was!«

Gleb stürzte auf den Eingang eines Nebenraums zu, um möglichst schnell aus den Augen des tobenden Vorstehers zu verschwinden. Er hetzte durch den engen Korridor, griff sich eine Schaufel von der Wand, sprang in die Einheitsstiefel, die von einer eingetrockneten Schmutzkruste überzogen waren, und kroch wie gewohnt in die Kloake hinunter. Von all der Aufregung und der Begegnung mit diesem furchtbaren Stalker schüttelte es den Jungen noch immer.

Fremden Dreck zu entsorgen war doch wesentlich vertrauter und ruhiger.

»Hallo! Hallo!«, brüllte Nikanor mit sich überschlagender Stimme in den Telefonhörer. Die Verbindung zur »Technoloschka« – so nannten sie die Metrostation bei der Technischen Universität – war mies wie immer. Von weitem drang manchmal eine Stimme durch die rasselnden Störgeräusche, aber der Stationsvorsteher konnte nicht einmal die Hälfte der Wörter verstehen.

»Ich wiederhole! Sie müssen hier an der *Moskowskaja* mit ihm sprechen. Er ist stur wie ein Ochse.« Nikanor lauschte angespannt

in den Hörer, dann nickte er energisch mit dem Kopf. »Ja, ja! Schicken Sie sie los. Ich gebe der Patrouille Bescheid. Wir werden sie erwarten.«

Nikanor warf den Hörer auf die Gabel, ließ sich in den verschlissenen Sessel fallen und zündete sich eine Selbstgedrehte an. Das Telefon war wahrscheinlich das einzige noch verbliebene Zeichen von Zivilisation an der *Moskouskaja*. Wobei nicht einmal sie selbst das Kabel verlegt hatten, sondern die Masuten – die »Heizöl-Leute«. Diese lieferten auch den Strom für die wenigen armseligen Lämpchen, die die Station kärglich beleuchteten. Für das Licht verlangten sie einen Wucherpreis, was sie beim Volk nicht gerade beliebt machte. Nikanor konnte diese hinterhältigen Missgeburten nicht ausstehen, aber auch nichts gegen sie machen.

Er drückte den Zigarettenstummel aus und stand vom Tisch auf. Es war an der Zeit, sich um den Empfang der angekündigten Gäste zu kümmern.

Klack. Klack. Klack. Das Geräusch des auf- und zuklappenden Zippos bezauberte ihn. Auf dem polierten Feuerzeug war deutlich das Relief eines zweiköpfigen Adlers zu erkennen. Manchmal, freilich nur sehr selten, erlaubte sich Gleb sogar, an dem Zündrädchen zu drehen. Dann beobachtete er entzückt die flackernde Feuerzunge. Sein Vater hatte gesagt, dass er mit dem Feuerzeug sparsam umgehen müsse, und Gleb hatte sich das fest eingepägt. All die Jahre, die seit dem Tod seiner Eltern vergangen waren, hatte sich der Junge keinen Augenblick von diesem schönen metallenen Schmuckstück getrennt. Es war die einzige Erinnerung an seine verlorene Familie. Und das Zippo funktionierte noch immer, wenn auch mit jedem Mal schlechter, und deshalb zündete es Gleb immer seltener an. »Der heimatliche Herd.« Der Junge begriff nur dunkel, was dieser Ausdruck be-

deutete, glaubte aber fest daran, dass er nun der Hüter eben dieses heimatlichen Herdes war und dass seine Eltern, solange die Flamme des Feuerzeugs noch schwach erglomm, immer irgendwo in der Nähe sein würden.

Gleb merkte nicht, wie ihn der Schlaf übermannte.

Das Zauberfeuerzeug sprang an. Aus der Dunkelheit erschien ein Gesicht. Es war ihm so vertraut. Diese leicht zusammengekniffenen Augen und die widerspenstigen, herrlich duftenden Locken. Mutter ...

Ein heftiger Ruck an der Hand riss den Jungen aus seinem Halbschlaf. Gleb sah auf und erblickte den feisten Procha, der an der Station als Schlägertyp und Intrigant bekannt war. Procha drehte das Feuerzeug in seinen dicken Fingern und betrachtete die Beute. Etwas weiter entfernt hatten sich drei schmutzige Kerle – sein Gefolge – postiert und verfolgten mit dreckigem Grinsen, was ihr Anführer machte.

»Seht euch das an«, bemerkte der Dickwanst zufrieden und zeigte die Trophäe seinen Kameraden.

»Gib her!« Gleb sprang auf die Beine und starrte seinen Widersacher wütend an. »Das gehört mir!«

»Hol es dir doch!« Der Dicke grinste tückisch und hielt sich das Feuerzeug über den Kopf.

Gleb sprang um ihn herum und versuchte es zu erwischen. Die Kerle begannen zu feixen. Der Dicke war um einen Kopf größer als Gleb und etwa doppelt so breit. Gleb hatte keine Chance. Procha grinste zufrieden, und man konnte seine fauligen Zähne sehen.

»Gib schon her«, jammerte Gleb verzweifelt. »Das ist ein Geschenk von meinem Vater. Gib es mir sofort zurück!«

Der Dicke, des Spiels überdrüssig, rammte ihm seine feiste Faust ins Gesicht, so dass Gleb unsanft auf dem Betonboden landete. Er blutete aus der Nase und war den Tränen nahe. Verzweiflung und Kränkung überkamen ihn mit solcher Wucht, dass er auf der

Stelle verschwinden wollte. Versinken. Diesen schrecklichen Ort verlassen. Um wieder mit seinen Eltern zusammen zu sein.

»Steh auf und wisch dir den Rotz ab!«

Gleb erschauerte beim Klang der unerwarteten, scharfen Worte. Im nächsten Augenblick begriff er, dass er die grobe Männerstimme schon einmal, erst vor kurzem, gehört hatte.

Verstört drehte er sich um.

Vor ihm stand der riesige, fremde Stalker. Anscheinend hatte er die ganze Zeit daneben gestanden und die demütigende Szene mitverfolgt. Gleb wagte es nicht, sich seinem Befehl zu widersetzen, und sprang wie von einer Tarantel gestochen auf.

Wie hatten sie ihn genannt? Taran, Rammbock.

»Wovor hast du mehr Angst: dass du eins auf die Fresse kriegst, oder dass du dein Spielzeug verlierst?« Tarans grimmiger Blick bohrte sich in Gleb, so dass der Junge sich nicht traute wegzuschauen. »Das ist *dein* Eigentum. Es gehört *nur dir, keinem anderen.*«

Der Stalker stieß diese harten Sätze hervor, als würde er sie mit einem Beil abhacken. Mit jedem Wort aber, das er sprach, kochte in Gleb anstelle der eben noch empfundenen Verzweiflung und Angst erbitterte Entschlossenheit hoch. Seine Hände ballten sich wie von selbst zur Faust. Im nächsten Augenblick schon sprang der Junge auf den Dicken zu und fletschte wie ein Raubtier die Zähne. Sein Körper reagierte ganz instinktiv. Mit beiden Händen krallte der Junge sich an den fetten Haaren seines Widersachers fest und stieß ihm mit aller Kraft seine Stirn ins Gesicht. Der Dickwanst wankte rückwärts, hielt sich mit den Händen den aufgeschlagenen Mund und heulte laut auf. Das Feuerzeug fiel auf den Bahnsteig. Gleb hob es auf und starrte Prochas Gefolgschaft hasserfüllt an: Hatte es noch jemand auf seinen Schatz abgesehen? Die Kameraden des Dicken wollten sich

jedoch nicht mit ihm anlegen. Kurz darauf war von ihnen nichts mehr zu sehen.

Der Stalker verfolgte teilnahmslos, wie Gleb auf den Boden plumpste und seinen kostbaren Tand an die Brust drückte. Irgendetwas war seltsam an dem Jungen: Auf den ersten Blick war er ein Teenager, wie sie zu Dutzenden durch die Stationen liefen. Dreckige, zottige Haare, hohle Wangen, dunkle Ringe unter den Augen. Ein schmutziger Junge mit Stupsnase. Also gab es eigentlich nichts, was ihn von der Gruppe seiner Altersgenossen unterschied. Außer diesem aufgeweckten, ungewöhnlich erwachsen wirkenden Blick. Und dann lag in seinen braunen Augen auch nicht jene erschöpfte Schicksalsergebenheit, die in dem Blick der meisten Untergrundbewohner durchschimmerte.

Gleichsam widerstrebend drehte sich Taran um und ging zur Feuerstelle. Die unruhigen Flammen beleuchteten den Kreis der Personen, die um das Feuer herumsaßen. Es waren viele Bekannte darunter, doch Gleb entdeckte auch ein paar neue Gesichter. Die Neugier ließ ihn die Aufregung von eben vergessen. Er steckte das Feuerzeug in die Tasche seiner zerrissenen Hose und schlich sich näher an das Feuer heran.

Die beiden Neuankömmlinge unterschieden sich von den Einheimischen durch ihre sauberen Sachen und die merkwürdigen, breiten Gürtel, an denen sie jedoch keine Waffen trugen, sondern verschiedenstes Werkzeug – Hämmer, Kneifzangen, Schraubenzieher. Das seltsame Pärchen war ganz offensichtlich von der »Technoloschka« gekommen.

Gleb hatte von dieser Station schon viele wunderliche Geschichten gehört. Man erzählte sich, dass es dort überall helles Licht gab und eine Menge verschiedenster technischer Anlagen und Werkzeugmaschinen. Schweinefarmen und Pflanzenzucht gab es dort angeblich überhaupt nicht. Die Masuten kauften alle Lebensmittel von anderen Stationen im Austausch für Waffen und verschiedene Apparaturen, die in der Wirtschaft benötigt wurden.

Den Vorsteher erkannte Gleb sofort. Es war der mit dem Bart und dem strengen Gesicht. Der Masut räusperte sich, tauschte einen flüchtigen Blick mit Nestor, der neben ihm saß, und wandte sich an den Stalker:

»Du bist also Taran?«

Der Stalker hielt die Hände an das gemütlich wärmende Feuer und überhörte die Frage.

»Du hast unsere Einladung nicht angenommen. Deshalb sind wir hier. Wie man so sagt: Wenn der Berg nicht zum ...«

»Wofür braucht mich die Allianz?«, unterbrach ihn Taran barsch. Der Masut hielt mitten im Wort inne, besann sich jedoch rasch und fuhr fort:

»Du bist schlau, Stalker. Ja, wir sind Repräsentanten der Primorski-Allianz, und wir haben eine Arbeit für dich.«

»Ich brauche keine Arbeit.«

»Gut.« Der Bärtige blickte finster. »Dann eben keine Arbeit ... Wir brauchen deine Hilfe, Taran. Es ist sehr wichtig für die Allianz. Für uns alle.«

»Was wollt ihr genau?« Der Stalker blickte den Masuten an wie eine lästige Fliege.

»Wir können hier nicht über alles sprechen ... Nur so viel: Es handelt sich um eine Expedition ... Wir halten dich für den geeignetsten Kandidaten, den Trupp zu führen ...«

»Wohin?«

»Nun ja ...« Der Bärtige holte tief Luft. »Nach Kronstadt.«

Der Stalker erhob sich schweigend und ging auf den Ausgang der Station zu. Die Abgesandten zuckten unruhig.

»Patronen, Stalker! So viel du tragen kannst!«

Die Bewohner lauschten gespannt den vergeblichen Überredungsversuchen der Gäste.

»Essen! Medikamente! Waffen!«

»Reg dich ab, Masut«, entgegnete Taran, ohne sich umzublicken.

»Ist das dein letztes Wort?«

»Geh zum Teufel.« Taran wandte sich um und starrte den Masuten boshaft an.

»Das ist jetzt sein letztes Wort«, kommentierte Palytsch grinzend.

Der Bärtige sank in sich zusammen, doch im nächsten Augenblick schnellte er wieder hoch und rief krampfhaft: »Die Allianz wird sich dankbar zeigen. Du kannst alles verlangen, Taran! Alles, was du willst!«

Der Stalker blieb stehen und dachte nach.

»Alles?«

»Alles, was in der Macht der Allianz steht.«

Langsam, wie in einem schrecklichen Traum, hob der Stalker die Hand ...

»Da, den Burschen dort.«

Der ausgestreckte Finger zeigte direkt auf Gleb.

Der Junge erstarrte. Entsetzen durchfuhr seinen Körper wie Schüttelfrost. Sein Mund fühlte sich trocken an. Wie durch einen Watteschleier hörte Gleb die Masuten mit dem Stationsvorsteher tuscheln. Nikanor fuchtelte mit den Armen herum und seine Schreie wurden immer lauter, bis der Junge deutlich vernahm:

»Wie könnt ihr nur so etwas vorschlagen! Zehn Kilo Schweinefleisch für einen Bengel! Wo hat man denn so was schon gehört?!« Nikanor blickte den versteinerten Gleb an und schaute schnell wieder weg. »So viel, wie der Junge wiegt. Basta!«

An die weiteren Ereignisse erinnerte sich Gleb nur verschwommen, wie durch einen Nebel. Tränen brannten in seinen Augen: Tränen der Kränkung und der Angst. Fragmente, eines absurder als das andere, zogen wie in einem Stummfilm an ihm vorüber. Der alte Palytsch rannte empört zwischen Nikanor und dem Masuten hin und her, wobei er mal den einen, mal den anderen zornig anherrschte. Das Nachbarmädchen Nata heulte in den Armen der Mutter und schaute Gleb angsterfüllt an. Nikanor besprach mit gesenktem Blick die Details der Abmachung mit den

Masuten. Dann baute sich die Gestalt des Stalkers vor dem Jungen auf:

»Du hast alles gehört, Junge. Deine Mitbewohner sind Dreck, die Luft hier ist Dreck, und deine Arbeit, wie ich gehört habe, ist auch der reinste Dreck. Viel ist hier nicht zu holen. Gehen wir.«

Gleb wischte sich die Tränen mit dem abgewetzten Ärmel ab, warf einen letzten Blick auf die Gewölbe seiner Station und folgte Taran mit schweren Schritten. Tief im Innern spürte er, dass er nie wieder zu seinem früheren Leben zurückkehren würde.

2

JAGDUNTERRICHT

Die Weggefährten passierten die Patrouille und betraten den schwarzen Schlund des Tunnels. Das behagliche Halbdunkel der Station blieb hinter ihnen zurück. Taran knipste die Lampe an, und ein heller Lichtstrahl durchschnitt die Finsternis. Gleb musste unwillkürlich blinzeln. Dieses Licht war wesentlich heller als das der Lampen von der *Moskowskaja*. Mit sicheren Schritten begann der Stalker die Bahnschwellen entlangzugehen. Gleb trippelte hinterher und musterte vorsichtig die Einzelheiten der Umgebung, die in den Lichtkegel gerieten: die Rohrleitungen, aus denen Feuchtigkeit sickerte, das verschimmelnde Kabelgeflecht, die rostige Bewehrung der rissigen Wände. Die Weggefährten sprachen kein Wort, doch die Stille war trügerisch. Durch das gleichmäßige Fallen der Wassertropfen und das kaum vernehmbare Heulen des Luftzugs im Tunnel drangen bisweilen entfernte Geräusche, deren Natur Gleb nicht bestimmen konnte. Ihm wurde unheimlich. Er war zum ersten Mal im Tunnel, und das war kein angenehmes Gefühl.

Weiter vorn war eine niedrige Seitenstrecke zu erkennen, mit kleinen Stufen, die irgendwohin in die Dunkelheit führten. Gleb wäre gern so schnell wie möglich daran vorbeigelaufen, doch der Stalker führte ihn geradewegs dort hinein. Die Stufen waren unerwartet schnell zu Ende. Sie liefen einige Meter durch einen engen Gang und betraten dann eine schmale Kammer, die mit allerlei Gerümpel vollgestopft war. Taran wühlte Trödel und Kabelrollen zur Seite, legte einen schweren Bügel frei und zog daran.

Scheppernd öffnete sich eine Luke. Ein kurzer Abstieg durch einen vertikalen Schacht führte zu einem weiteren Korridor, dessen Ende sich irgendwo in der Ferne verlor.

»Schneller.« Der Stalker begann energischer auszuschreiten, seine Atmung beschleunigte sich.

Sie passierten eine Weggabelung, und plötzlich ging Taran in Laufschrift über. Vor ihnen tauchte ein weiterer vertikaler Schacht auf, der nach oben führte.

»Schneller!«

Panisch starrte der Junge in die Finsternis des Tunnels hinter ihnen. Vor wem liefen sie weg? Warum floh der bewaffnete Stalker vor diesem Jemand – oder Etwas – wie der Teufel vor dem Weihwasser? Ein paar Meter vor der Treppe taumelte Taran plötzlich und fiel zu Boden. Sein Gesicht verzerrte sich und sein Körper wurde von heftigen Krämpfen geschüttelt.

Gleb erstarrte ratlos. Da hatte er den Salat! Der furchterregende Kämpfer lag gekrümmt wie ein Embryo zu seinen Füßen, winselte leise und zitterte am ganzen Körper. Taran biss sich auf die Lippen und öffnete ungelentk seine Patronentasche. Ein unansehnliches Futteral fiel heraus und kippte seinen Inhalt auf den Beton. Ein paar Spritzen mit einer trüben Flüssigkeit ... Der Junge ergriff eine von ihnen und reichte sie hastig dem Stalker. Mit zitternden Händen entriss der ihm die Spritze und versetzte seinem Sturmgewehr einen Fußtritt, dass es über den Boden schlitterte und gegen Glebs Schuhe prallte.

»Halte ... den Durchgang ...«, presste der Stalker heraus und rammte sich mit steifen Fingern die Spritze in den Oberarm.

Gleb hob das Gewehr vorsichtig auf und zielte in die Tiefe des Korridors. Mann, war das ein schweres Teil. Sein Finger ertastete den Abzug. Mit der Waffe in der Hand wurde er etwas ruhiger.

Der Stalker lag reglos da. Der Junge blickte sich um.

Tarans Atem ging nun gleichmäßiger und die verkrampften Muskeln lockerten sich allmählich. Nach fünf Minuten gespann-

ten Wartens stand der Stalker auf, nahm Gleb das Gewehr aus der Hand und schob ihn zur Treppe.

Die Weggefährten kletterten an den rostigen Metallbügeln des Schachts nach oben und stiegen durch eine weitere Luke. Gleb wagte es nicht, den Stalker nach dem plötzlichen Anfall zu fragen, und später sollte er dazu keine Gelegenheit mehr haben. Ein Kippschalter klickte und ringsherum gingen Lampen an. Vor seinen Augen lag ein Raum von beeindruckender Größe. Was es hier nicht alles gab!

Die eine Wand war mit Doppelstockbetten zugestellt, auf denen sich allerlei Trödel stapelte. Entlang der anderen standen Fässer, Kanister, ein paar schwere Maschinen sowie eine lange Werkbank mit einem Berg von Werkzeug. Weiter hinten erblickte Gleb gleichmäßige Reihen von Konservendosen unterschiedlichster Art. Bis jetzt hatte er gedacht, das Wort »Konserven« bedeute Dosenfleisch. Umso größer war seine Verwunderung, als er die Bezeichnungen auf den Etiketten entzifferte.

»Such dir was aus ... zum Futtern«, bemerkte Taran kurz angebunden und verschwand im Inneren der Behausung. »Und mir auch was.«

»Pfir-si-che«, las Gleb langsam. Auf dem ausgebleichenen Etikett schimmerte etwas Unbekanntes, Gelbes. Der Junge nahm sich eines dieser Wunderdinge und dazu noch ein paar Dosen mit der vertrauten Abbildung eines Rinderkopfs. Dann betrat er den nächsten Raum. Der Stalker hatte hier seine Küche.

Bald schon knisterten Holzscheite im Ofen und in einem gusseisernen Topf brodelte heißes Wasser.

Gleb setzte sich vorsichtig auf den wackeligen Hocker in der Ecke und lehnte sich an die raue Wand. Die Anspannung des Tages machte sich nun bemerkbar. Er nickte ein.

Dieses Mal träumte er von seinem Vater. Groß, schlank und immer frisch rasiert. Selbst wenn er von der Nachtschicht kam, nahm er sich als Allererstes eine Spiegelscherbe und das Rasier-

messer und ging zu den Waschbecken. So war er Gleb in Erinnerung geblieben.

Als sich Vater und Mutter an jenem denkwürdigen Tag mit dem Treck zur *Sennaja* aufmachten, hätte es sich der Junge nicht träumen lassen, dass er seine Eltern das letzte Mal sah. An diesem Tag kehrte niemand zur *Moskowskaja* zurück. Erst einige Tage später erreichte die Station die Nachricht: Banditen aus dem Imperium der Veganer hatten die Marktstände an der *Sennaja* überfallen. Die Kolonisten von Vegan, die die grüne Linie der Metro besiedelten, hatten ursprünglich ein neues ökologisches System in der Metro einführen wollen, um eins zu werden mit der Natur. Man erzählte sich sogar, sie seien gar keine richtigen Menschen mehr. Vor allem aber waren sie für ihre Grausamkeit berüchtigt. Palytsch war der Einzige, der es zur Station zurückschaffte und von dem furchtbaren Gemetzel berichtete.

Ein scharfes, metallisches Geräusch riss Gleb aus seinen Träumen. Taran war gerade dabei, mit einem Fallschirmjägermesser geschickt die beiden Fleischdosen zu öffnen. Dann schüttete er ihren Inhalt in den Topf mit dem dampfenden Brei. Sorgfältig rührte er das einfache Gericht mit dem riesigen Messer um, warf zwei Aluminiumlöffel hinein und schob den Topf zu dem Jungen hin.

»Hau rein. Buchweizengrütze kennst du wohl nicht? Vor der Katastrophe waren die Läden voll damit.«

Der Junge schaute den Stalker vorsichtig von der Seite an. Taran nahm einen Löffel Brei und begann ungerührt zu kauen. Von dem Duft des einfachen, kräftigen Essens angeregt, schloss sich Gleb dem Mahl unverzüglich an. Er hatte früher schon einmal Grütze gegessen. Allerdings waren die Buchweizengraupen, die sie bei den »Stummeln« gegen Holz getauscht hatten, nicht annähernd so gut gewesen wie dieses herrliche Gericht.

Danach kamen die rätselhaften »Pfir-si-che« an die Reihe. Gleb begriff auf einmal, dass Essen nicht nur den Hunger stillen, son-

dern auch unbeschreiblichen Genuss bereiten konnte. Der Junge kniff lustvoll die Augen zusammen und verschlang den Inhalt der Dose auf einen Sitz. Dafür hatten sich die Mühen des vergangenen Tages gelohnt.

Gleb überwand seine Schüchternheit und brachte ein »Danke« über seine Lippen.

»Räum das hier auf, aber fass sonst nichts an.« Der Stalker ergriff sein Gewehr. »Ich muss nochmal kurz weg.«

Satt und müde entschloss sich Gleb zu fragen: »Geht es Ihnen wieder besser?«

Taran blieb im Gang stehen und blickte den Jungen erbost an.

»Stell keine unnützen Fragen, Junge. Jag mir den Mist einfach rein, wenn es mich wieder erwischt. Betrachte das als deine wichtigste Pflicht, von der dein nichtsnutziges Leben abhängt.«

Der Stalker verschwand hinter der Tür. Die Lukenklappe schlug zu.

Gleb blieb allein zurück mit seinen Fragen und seinen Eindrücken.

Der nächste Tag verlief im Wesentlichen ereignislos. Gleb streifte durch Tarans »Appartement« und betrachtete mit Interesse die seltsamen Vorrichtungen, das Gewirr von Röhren und die Regale, die vollgestopft waren mit Waffen jeglichen Kalibers und für jeglichen Geschmack. Hier und da blieb sein Blick an kleinen Tafeln mit rätselhaften Aufschriften hängen: »Umwälzgebläse«. »Generatorraum«. »Heizventil«. Sobald sein Magen zu knurren begann, machte sich der Junge daran, die weiteren Geheimnisse des Lebensmittellagers zu erforschen und beendete jede seiner Mahlzeiten mit dem Verzehr einer weiteren Portion göttlicher »Pfir-si-che«.

Auch den Hauptausgang aus dieser verborgenen Schatzkammer fand er schließlich: Eine Reihe von Stufen führte nach oben

bis zu einer schweren, hermetischen Tür. Der rostigen Verriegelung nach zu urteilen, benutzte der Stalker diesen Ausgang nicht. Dafür entdeckte Gleb am hinteren Ende der Vorratskammer gleich neben den Brennstofffässern eine kleinere Tür. Hinter dem trüben Glas des vergitterten Fensterchens herrschte absolute Dunkelheit. Auf dem Boden neben der Tür erblickte er eine Tafel mit einem Text in akkurater Schablonenschrift. Mit den Fingern fuhr der Junge über die abgeblätterte Farbe und las: »Bunker Nr. ...« Die Nummer war unleserlich. Darunter: »Verantw. Sasonow, W.P. Schlüssel beim diensthabenden Arzt des Krankenhauses Nr. 20, Tel. 371...« Das Folgende war wieder unleserlich.

Der Junge betrachtete die Tafel eingehend und wurde nachdenklich. Deshalb also lebte Taran nicht an der Station. In diesem Luftschutzkeller war es weitaus bequemer als in einem engen Zelt. Und offenbar verband ein Gang hinter dieser Tür den Bunker mit dem Keller des Krankenhauses. Natürlich: Wie sonst hätte man die Verwundeten und Kranken hierherbringen können?

Der Junge warf erneut einen Blick durch das Fenster. Ihn fröstelte. Die Dunkelheit hinter der Tür war irgendwie unwirklich. So vollkommen schwarz. Plötzlich kam ihm eine Idee: Wahrscheinlich gab es im Krankenhaus noch Medikamente! Gleb stellte sich vor, wie er mit einem Packen Tabletten und Binden zur *Moskowskaja* zurückkehren würde. Sicher würden sich seine Leute freuen. Und Onkel Nikanor wäre vielleicht milder gestimmt und würde ihn wieder aufnehmen.

Der Gedanke gefiel dem Jungen so gut, dass er aufgeregt durch den Bunker rannte, um das Notwendigste einzupacken. Hastig stülpte er sich die Atemmaske über, riss die Sicherung der Filterpatrone heraus, griff sich eine wuchtige Taschenlampe von der Werkbank und zog entschlossen an der schweren Tür. Die sorgfältig geölten Scharniere knarrten nicht. Der Stalker benutzte also wirklich diesen Ausgang. Der Junge blieb im Türrahmen ste-

hen und horchte hinaus. Außer seinen eigenen Atemstößen durch die Gasmasken war nichts zu hören. Keine Gefahr, beruhigte sich Gleb und schaltete die Lampe ein. Sie flackerte ein paarmal und beleuchtete dann den Gang mit einem matten Strahl. Macht nichts, es würde schon reichen. Er würde ja nur einen Augenblick brauchen. Einmal hin und zurück.

Nur wollte es Gleb nicht so recht gelingen, die Grenze zwischen Licht und Dunkelheit zu überschreiten. Seine Beine zitterten verräterisch und wollten sich nicht fügen. Ach was, er würde es schon schaffen. Das wäre doch gelacht ... Erst mal bis zum Ende des Gangs, dann würde er sehen, was danach käme.

Endlich fasste sich Gleb ein Herz und bewegte sich vorwärts. Der blasser Lichtstrahl drang nur wenige Meter durch die Dunkelheit. Der Junge schien zu spüren, wie sich das dunkle Nichts gegen den winzigen Lichtstrahl in seiner Hand wehrte. Gleb schaute bei fast jedem Schritt zurück auf die helle Tür, die in der Ferne verschwand. Der Gang führte ihn immer weiter in die Dunkelheit hinein. Klebrige Angst kroch durch seinen Körper, beginnend bei den Zehenspitzen, und dann langsam immer höher, bis sie sich im Nackenbereich einnistete.

Von weiter vorn war deutlich ein Rascheln zu vernehmen. Auf Glebs Stirn bildeten sich Schweißtropfen. Wie in Trance lief er langsam vorwärts und versuchte die Geräuschquelle auszumachen. Starr vor Entsetzen wagte er es nicht, sich einfach umzudrehen und zu dem rettenden Licht des Bunkers zurückzulaufen. Er wäre nicht imstande gewesen, seinen Rücken dem Unbekannten zuzudrehen. Er wollte nur eins: so schnell wie möglich sehen, was da vor ihm lag. Und sich überzeugen, dass es der Luftzug war, der die Blätter am Boden herumwirbelte, oder Ratten auf der Suche nach Nahrung. Etwas anderes konnte es einfach nicht sein. Unmöglich!

Aus der Finsternis tauchten die Umrisse einer Abbiegung auf. Der Junge leuchtete um die Ecke herum. Ein weiterer Gang, der

ins Nirgendwo führte. Gleb warf einen letzten Blick auf die ferne Tür des Bunkers und verschwand hinter der Abbiegung. Anscheinend begannen hier bereits die Kellerräume des Krankenhauses. Niedrige Zimmerdecken aus Beton, Berge von zerschlagenem Glas auf dem Boden, rostige Bettgerippe, die hier und da herumstanden. Irgendwo musste eine Treppe sein, die ins Erdgeschoss führte. Nachdem Gleb einige kleine Abstellräume untersucht hatte, stand er plötzlich an der Schwelle eines größeren Raumes, dessen hintere Wand sich in der Dunkelheit verlor.

Erneut dieses raschelnde Geräusch. Jetzt war es schon viel näher. Gleb begann krampfhaft in alle Ecken zu leuchten, um zu erhaschen, was sich da bewegte. Der bleiche Lichtkreis erfasste für einen Augenblick eine undeutliche große Gestalt, dann schwenkte er weiter. Aus den Augenwinkeln hatte der Junge dieses Bild wahrgenommen und lenkte die Lampe sofort auf die ferne Ecke des Kellerraumes. Das flackernde, matte Licht verzerrte die Umrisse der Objekte und warf wunderliche Schatten an die Wände. Gleb konnte die verschwommene Figur, die sich vor ihm befand, nicht genau erkennen. Es war, als stünde dort jemand, den Kopf in einen unförmigen Lumpen gehüllt, wie zur Strafe in der Ecke. Ein hässlicher Buckel auf dem Rücken. Der Junge machte einen Schritt nach vorn. Dann noch einen. Für einen Augenblick schien es ihm, als habe sich die Gestalt bewegt. Vielleicht hatte aber auch nur die Lampe in seiner zitternden Hand gewackelt.

Noch einen Schritt ... Die Gestalt nahm immer deutlichere Konturen an. Ein wenig noch, redete sich Gleb ein, dann würde sich die Frucht seiner Einbildung auflösen und sich als banaler Gerümpelhaufen herausstellen, mit dem der ganze Keller vollgestopft war. Was konnte es anderes sein!

Auf einmal erlosch seine Lampe. Das geschah so plötzlich, dass der Junge auf der Stelle erstarrte und nicht zu atmen wagte. In dieser absoluten Stille ertönte ein Rascheln von vorn. Vor Glebs geistigem Auge spielte sich eine schreckliche Szene ab: Die

schwere Gestalt richtete sich langsam auf, drehte sich um, warf die halb vermoderten Lumpen auf den Boden und streckte ihre langen, knotigen Hände mit rasiermesserscharfen Klauen nach ihm aus.

Der Junge keuchte vor Entsetzen und wich zurück. In der tiefen Dunkelheit hatte er das Gefühl, dass direkt vor seinem Gesicht etwas scharf die Luft durchschnitt. Gleb fiel auf den Rücken, scheuerte mit den Beinen über den staubigen Boden und begann krampfhaft wegzukriechen.

Ein ohrenbetäubendes, langgezogenes Heulen erfüllte den riesigen Kellerraum. Dem Jungen standen die Haare zu Berge. Eine eisige Welle des Entsetzens überflutete sein Bewusstsein. Ihm war nicht klar, dass er es selbst war, der vor Angst heulte. Gleb stürzte davon und stieß immer wieder in der Dunkelheit gegen die endlosen Wände des unterirdischen Gewölbes. Verzweifelt begriff er, dass er ohne Licht den Weg zurück nicht wiederfinden würde, verlor völlig die Kontrolle, stolperte und stürzte in einen Haufen zerschlagenen Mobiliars. Die eine Seite seines Rumpfs brannte von dem Aufprall, seine Atmung setzte aus. Einen Augenblick lang dachte Gleb sogar, die Atemmaske sei kaputtgegangen – so schwer fiel es ihm, die nach Gummi riechende Luft einzuatmen.

Röchelnd, fast erstickend tastete der Junge auf dem Boden nach etwas, das ihm als Waffe dienen konnte. Seine Hand fuhr wie von selbst in die Hosentasche. Die Berührung mit dem glatten Metall seines Feuerzeugs beruhigte ihn ein wenig. Er holte tief Luft, zog das Feuerzeug aus der Tasche und drehte an dem Zündrädchen. Die Dunkelheit trat zurück und machte dem winzigen Feuer in seiner erhobenen Hand Platz. Gleb schlich durch den verwinkelten, unterirdischen Komplex, den Weg mit der zitternden Flamme ausleuchtend, bis er schließlich den gesuchten Korridor gefunden hatte. Undeutlich erkannte er in der Ferne die vertraute Tür des Bunkers. Der Junge stürzte den Gang entlang, tauchte hinein, schlug die schwere Klappe zu und rutschte völlig entkräf-

tet an der Tür auf den Boden. Vor lauter Anspannung schüttelte es ihn. Er warf die feuchte Gasmaske beiseite, umklammerte sein heiß geliebtes Feuerzeug und begann zu schluchzen.

Der Stalker tauchte am zweiten Tag wieder auf. Schmutzig und mürrisch. Unwirsch betrachtete er seine Höhle. Gierig trank er einen halben Teekessel Wasser und rief Gleb zu sich:

»Zieh dich aus.«

Der Junge trat verlegen von einem Fuß auf den anderen und starrte auf den Boden.

»Ich hab gesagt, die Lumpen runter!«, donnerte Taran und schnürte den prallen Rucksack auf.

Während der Junge linkisch sein abgetragenes, zerlöcheres Hemd abstreifte, angelte der Stalker ein Bündel nach dem anderen aus seinem riesigen Rucksack. Kleidungsstücke, anscheinend sogar nagelneue! Mit weit aufgerissenen Augen bestaunte Gleb den Haufen aus Socken, T-Shirts und Hosen. Am Ende zog Taran sogar noch tadellose Stiefel hervor, mit geriffelter Sohle und Schnürung bis zum Unterschenkel.

»Für dich, für dich«, antwortete der Stalker auf die stumme Frage des Jungen. »Aber wasch dich erst mal. Du hast die ganze Bude vollgestunken.«

Wie sich zeigte, gab es in dem Bunker sogar einen Waschraum. Barfußig tappte Gleb über die kalten Fliesen und suchte lange nach dem Waschbecken. Erst auf sein Gepolter hin kam der Stalker und zeigte ihm, wie die Dusche funktionierte. Nach den Sanitäranlagen der *Moskowskaja*, wo man sich nur mit trübem, kaltem Wasser in Waschkübeln abspritzen konnte, erschienen dem Jungen die Strahlen heißen Wassers, die von der Decke herabströmten, wie das Paradies. Der Genuss dauerte jedoch nicht lange, denn bald darauf hörte Gleb die barsche Stimme des Stalkers. Hastig sprang er aus der Dusche und trocknete sich ab.

»Zieh dich an und koch was zum Essen.« Der Stalker musterte prüfend einen grauen C-Waffen-Schutzanzug, seufzte tief und zog sich damit in seine Werkstatt zurück.

Dort verbrachte er den größeren Teil der folgenden Nacht, klirrte mit irgendwelchem Werkzeug und hantierte an den Werkbänken. Von Zeit zu Zeit kam er wie ein Bär aus seiner Höhle in die Küche, um eine Kleinigkeit zu essen. Endlos probierte der Junge die neuen Kleider an und begann sich bereits zu langweilen, als schließlich der Stalker aus seiner Werkstatt kam, ein voluminöses Bündel in der Hand.

»Probier das an.«

Vor Gleb entfaltete sich ein wahres Wunder: ein imprägnierter Schutzanzug! Mit gepanzerten Platten, die in den elastischen Stoff eingesetzt waren, wo die lebenswichtigen Organe saßen. Ein echter Stalker-Schutzanzug, aber in seiner, in Glebs Größe!

Auf der gesamten Oberfläche dieses erstaunlichen Gewands befanden sich rätselhafte kleine Taschen und Kästchen für Instrumente. Zwei Schläuche, die aus einer Buchse am Kinn traten, verliefen um den Hals auf die Rückenseite, auf der sich ein flacher, gerippter Tornister befand. Auf dem linken Unterarm prangte ein ledernes Futteral, aus dem ein Messergriff herausragte.

Der geänderte Schutzanzug passte wie angegossen. Zuletzt setzte der Stalker Gleb einen schweren Helm mit einem Mundstück für das Atemgerät auf. Nachdem er die Sauerstoffzufuhr angeschlossen hatte, trat er einen Schritt zurück und inspizierte das Ergebnis seiner Arbeit.

»Darth Vader, verdammt!« Taran grinste missmutig und gähnte. »Das war's. Zieh den Anzug aus, Kosmonaut. Morgen früh brechen wir auf. Ich geh schlafen.«

Gleb brauchte einige Zeit, bis er mit den merkwürdigen Verschlüssen zurechtkam. Dann legte er den Anzug behutsam auf einen Stuhl und schlich auf Zehenspitzen zu seiner Liege. Er wälzte sich von einer Seite auf die andere, konnte aber einfach

nicht einschlafen. Einem plötzlichen Impuls folgend, stützte er sich auf seinen Ellenbogen. Taran schlief etwas weiter hinten auf seiner Liege, den Kopf zur Wand gedreht. Warum ich?, grübelte Gleb aufgeregt. Es drängte ihn, diese einfache, aber so wichtige Frage laut zu stellen.

»Mach dich nicht verrückt, Junge.« Es war, als hätte der Stalker ihn gehört. »In dir ist Kraft. Halt dich einfach an meiner Seite. Vielleicht krepierst du dann doch nicht.«

Nachdem er diese schlichte Weisheit losgeworden war, gähnte der Stalker herzhaft, und schon wenige Augenblicke später hörte Gleb ihn schnarchen.

Das Wasser war überall. Wohin er auch schaute: nichts als Wasser. Eisige, lähmende Wellen rollten heran und schlugen über seinem Kopf zusammen. Er spürte kaum noch seine Beine, seinen Körper hatte eine schreckliche Müdigkeit erfasst. Stumm wie ein Fisch riss er den Mund auf, doch anstelle der rettenden Luft schluckte er nur Wasser. Ein letztes Mal kämpfte er sich mit erschöpften Armen an die Oberfläche, doch schon brach eine neue Welle über ihm zusammen, und das Licht, das durch die mächtigen Fluten drang, begann zu verblässen.

Gleb erwachte und bekam einen Hustenanfall. Sein Herz raste, und die Lungen sogen krampfhaft die abgestandene Luft des Bunkers ein. Es war nur ein Traum gewesen. Ein Albtraum. Gleb hatte noch nie so viel Wasser gesehen. Und selbst jetzt zweifelte er noch immer daran, dass es so etwas überhaupt gab. Natürlich hatte der Junge von der überfluteten *Gorkowskaja* gehört, aber in seinem Traum war weitaus mehr Wasser gewesen, als in der Station Platz gehabt hätte.

Gleb rieb sich die Augen und versuchte den Traum zu vergessen. Er kroch unter der Decke hervor und zog sich schnell an. In der Küche klapperte Taran mit dem Geschirr. Auf dem Tisch

dampfte bereits eine Schale mit Suppe, deren köstlicher Duft bis zu ihm drang.

Während Gleb seine Ration verdrückte, packte Taran ihre Sachen zusammen. Danach half er dem Jungen, den Schutzanzug anzulegen. Gleb spürte, dass der Anzug schwerer geworden war – ausgestattet mit einer Schnellfeuerpistole der Marke »Pernatsch«, einer Unmenge an Ersatzmagazinen und allerlei Marschaurüstung.

»Weißt du, wie man damit umgeht?«, fragte der Stalker und zog die Pistole aus Glebs Revolvertasche.

Als Taran den ratlosen Blick des Jungen bemerkte, lud er die Pistole und gab eine kurze Erklärung.

»Es gibt zwei Einstellungen: Einzelfeuer und Dauerfeuer. Hier ist der Schalter. Die Magazine sind verlängert auf siebenundzwanzig Schuss. Ziemlich schwer, aber macht nichts, du gewöhnst dich dran. Und dieses Teil hier wirst du hüten wie deinen Augapfel.« Der Stalker reichte Gleb eine zusammengerollte Patronentasche, in der sich zigarrenähnliche metallische Spritzen befanden. »Für alle Fälle habe ich die gleiche Packung.«

Gleb sammelte all seinen Mut und fragte: »Sind Sie ... ein Junkie?«

Der Stalker grinste schief, ging zum Tisch und setzte sich auf den Hocker.

»Hast du schon mal vom ›Sumpfteufel‹ gehört?«

Gleb erinnerte sich, dass Palytsch davon erzählt hatte, aber was genau ...

»Ein Insekt. Eine mutierte Mücke.« In den Augen des Stalkers spiegelte sich Wut. »Ihr Biss ist nicht sofort tödlich, aber er verdirbt dein Blut stärker als das Dünnbier, das man bei dem Moskauer Gesocks an der *Majakowskaja* bekommt. Ich hab mir ein Fieber eingefangen. Einen Virus. Den kannst du durch nichts ausmerzen. Ein richtiger ›Teufel‹ eben. Hab schon jede Menge Medizin ausprobiert. Nur die Veganer konnten mir helfen.«

»Aber die sind doch unsere Feinde!«, schrie Gleb auf. Er ballte seine Fäuste. »Sie haben meine Eltern ...«

Der Junge stockte. Er brachte dieses schreckliche Wort nicht über die Lippen. Es auszusprechen hätte bedeutet, ein endgültiges Urteil zu fällen und jegliche Hoffnung zu verlieren.

»Natürlich, diese Veganer sind Blutsauger. Aber selbst der ausgemachteste Schurke kann ein hervorragender Geschäftspartner werden, wenn man richtig verhandelt und sich absichert. Umso mehr in unserem stinkenden Ameisenhaufen, der sich stolz ›Untergrundbahn‹ nennt. Merk dir das, Junge.« Der Stalker zog aus dem Futteral eine der zigarrenförmigen Spritzen heraus, in der sich eine bräunliche Flüssigkeit befand. »Ich hab keine Ahnung, was sie da reingemischt haben, aber der Extrakt mildert die Anfälle. Mach also schnell, wenn es mich das nächste Mal erwischt.«

Gleb verstaute das Medikament in der Gürteltasche. Er entsicherte seine Pistole, steckte sie in die Revolvertasche und folgte dem Stalker zu dem Ausgang, den er von seinem gestrigen Ausflug schon kannte.

Der Stalker verschloss die Tür von außen und führte den Jungen den langen Gang entlang. In Tarans Gesellschaft und dazu noch mit einer Waffe ausgerüstet, hatte Gleb keine Angst mehr. Auch der Keller des Krankenhauses erschien in dem hellen Licht der Stirnlampe nicht mehr ganz so düster. Wie sich herausstellte, stand in jener unglückseligen Ecke nichts als ein an die Wand gelehnter zusammengerollter Teppich. Peinlich berührt dachte der Junge an sein Erlebnis vom Vorabend zurück. Während sie die Treppe hochstiegen, passierten sie einige weitere Abzweigungen. Zu ihren Füßen huschte eine fette Ratte vorbei. Durch den Spalt einer angelehnten Tür weiter vorn drang Tageslicht hindurch.

Gleb wurde plötzlich mulmig zumute. »Gehen wir an die Oberfläche?«

Taran öffnete die zerkratzte Tür ein wenig und warf einen prüfenden Blick hinaus. Dann betrat er den Hof des Krankenhauses.

Wie gestern stand der Junge an der Grenze zwischen Licht und Dunkelheit. Diesmal jedoch zögerte er, die Schwelle zu überschreiten und die gewohnte Welt des Dämmerlichts zu verlassen.

»Komm, Junge. Die Zeit ist knapp. Du musst alles im Gehen lernen.«

Gleb machte einige schwerfällige Schritte und blinzelte im hellen Licht. Tränen schossen ihm in die Augen. Er hob den Kopf und fiel ächzend auf alle vier. Es war keine Zimmerdecke mehr da. Sie war auch nicht irgendwo weit oben, wie ihm seine Einbildung unsicher vorgaukelte – nein, sie war einfach verschwunden. Der unendliche, von grauen Regenwolken durchzogene Himmel ließ den Jungen erstarren. Mit beiden Händen wollte er sich in der Erde festklammern, sich an sie drücken, um nicht in diesem graublauen Nichts zu verschwinden.

»Steh auf!« Der Stalker war auf einmal extrem reizbar und angespannt. »Gewöhn dich dran. Los jetzt!«

Gleb stürzte taumelnd der mächtigen Gestalt des Stalkers hinterher. Ihn schwindelte fürchterlich. In seiner Kehle stieg Übelkeit auf. Er stolperte, fiel mitten in das faulige Herbstlaub. Wieder drehte sich der Stalker um, jedoch nur kurz, dann trabte er weiter. Gleb rückte die Atemmaske zurecht und rannte ihm nach. Eins, zwei, eins, zwei ... Er konzentrierte sich auf die Bewegung seiner Beine, was ihn allmählich beruhigte. Die Erde hörte auf zu schwanken, und er sah sie nicht mehr doppelt.

»Schau dich um! Gib acht!« Taran beschleunigte seine Schritte.

Gleb war das schnelle Laufen nicht gewohnt und schaffte es kaum, mit dem Stalker Schritt zu halten. Sie liefen an riesigen Häusern entlang mit grauen, schartigen Wänden. Auf der rechten Seite erstreckte sich ein großer, unbebauter Platz, der kreuz und quer umgegraben war und einem Kuchenblech mit Haferflockenteig ähnelte. Jenseits des Platzes begannen erneut Häuser.

»Was ist das für ein Ort?«

»Mach die Augen auf, Junge. Du kannst doch lesen.«

Tatsächlich: An der Hauswand zur Linken war ein verstaubtes Schild zu erkennen, auf dem zu lesen stand: »Prosp. Ju. Gagarina« – der Gagarin-Prospekt.

»Und was ist mit der Erde?«

»Da waren die Maulwürfe am Werk. Vor der Katastrophe waren das ganz nette Tierchen. Aber jetzt sind sie groß geworden, meine Herren. Und ihr Appetit ist auch nicht von schlechten Eltern. Dieser Boulevard ist ihr Territorium. Gut, dass ihre Höhlen nicht so tief sind, sonst hätten sie die Metro längst aufgefressen.«

Gleb schielte vorsichtig zu den aufgeworfenen Erdschichten hinüber und rückte zur Sicherheit näher an die Häuser heran, so weit wie möglich von den enormen Höhlengängen entfernt.

Einige Häuserblocks hatten sie bereits hinter sich gelassen. Auf der anderen Seite der Straße, hinter einem Gitterzaun, begann ein wildes Dickicht aus seltsamen Bäumen, die sich dicht ineinander verschlungen hatten. Schräg rechts gegenüber war die Ruine eines riesigen runden Gebäudes zu sehen.

Gleb erinnerte sich an eine Zeichnung in einem alten Bilderbuch und sagte entzückt:

»Das Kolosseum.«

»Wie bitte, was denn für ein Kolosseum?« Die Stimme des Stalkers klang belustigt. »Das ist der Lenin-SKK. Na ja, der ›Sport- und Konzert-Komplex‹ eben. Dort hat es früher verschiedene Wettkämpfe gegeben.«

»Wie im Kolosseum?«

»Nun ja. Wie im Kolosseum. Bleib dicht hinter mir!«

Sie bogen nach links ab und gingen nun parallel zu dem Dschungel, wobei sie sich nah an den Häusern hielten. Aus der Richtung des ehemaligen Parks trug der Wind die langgezogenen Schreie von Tieren und das Kreischen unbekannter Vögel herüber. Gleb schaute sich nach allen Seiten um und rief dem Stalker zu: »Wohin gehen wir?«

»Zur Metrostation *Park Pobedy*.«

»Aber warum auf der Oberfläche? Von der *Moskowskaja* führt doch ein sauberer Tunnel dahin.«

»Junge, ich führe dich aus. Sieh lieber zu, dass du selbstständig wirst. Auf dem Marsch hab ich nämlich keine Zeit, dich zu bemuttern.«

Schließlich hörte das Dickicht zur Rechten abrupt auf. Hinter einigen Bäumen zeichnete sich undeutlich das flache Metro-Gebäude ab. Ein großes Stück des kantigen Baus fehlte, als hätte es ein Riese abgebissen. An dieses seltsame »Festmahl« erinnerten jetzt nur noch enorme Betonbrocken, die mitten auf der Kreuzung des Moskauer Prospekts und der Bassejnaja-Straße herumlagen. Die Weggefährten kletterten über den Schutt hinweg und liefen zur Metro.

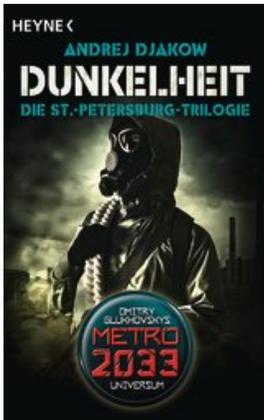
Von hinten ertönte ein dumpfes Knurren.

Noch im Drehen brachte der Stalker seine Kalaschnikow in Anschlag.

Hinter einem Betonblock kam langsam ein Wolf hervor. Das Tier hatte eine Schulterhöhe von gut einem Meter. Seine Augen glühten, die Pfoten waren unnatürlich lang, das Fell gefleckt. Gleb versteckte sich hinter dem Rücken des Stalkers, doch ein Rascheln hinter ihm veranlasste ihn, sich umzudrehen. Aus dem Dickicht tauchten einige Artgenossen des Raubtiers auf und begannen die Weggefährten einzukreisen. Vom zweiten Geschoss eines halbzerstörten Hauses sprang der Schatten eines weiteren Tieres herab – des größten. Mit Leichtigkeit überwand der gigantische Wolf, dessen Rumpf so hoch war wie ein ausgewachsener Mensch, den Schutthaufen und landete geschmeidig neben dem ersten Tier. Das Leittier, dachte Gleb.

»Eine Wölfin und ihre Brut. Tückische Biester.« Der Stalker entscherte das Gewehr. »Bleib da stehen.«

Der Stalker gab einen Warnschuss in die Luft ab und richtete die Gewehrmündung demonstrativ auf die Wölfin. Diese entblöbte mit einem unheimlichen Fletschen ihre gelben Fangzähne, zögerte



Andrej Djakow

Dunkelheit - Die St.-Petersburg-Trilogie

Drei Romane in einem Band

Paperback, Broschur, 1136 Seiten, 13,5 x 20,6 cm

3 s/w Abbildungen

ISBN: 978-3-453-31760-4

Heyne

Erscheinungstermin: April 2016

Licht und Dunkelheit

Wir schreiben das Jahr 2033. Vor Jahren hat ein schrecklicher Atomkrieg weite Teile der Welt verwüstet. Nur in den gigantischen U-Bahn-Netzen der Städte konnten die Menschen überleben. So wie der zwölfjährige Waisenjunge Gleb, der sein Dasein im Untergrund der St. Petersburger Metro fristet. Eines Tages wird er mit einer Gruppe von Gefährten auf eine gefährliche Expedition geschickt, die sie an die verstrahlte und von Mutanten besiedelte Oberfläche führt. Für Gleb beginnt das größte Abenteuer seines Lebens ...

Der Band enthält die Titel: Reise ins Licht, Reise in die Dunkelheit und Hinter dem Horizont.

 [Der Titel im Katalog](#)